

Die deutsche Wirtschaft am Scheidewege.

Von Regierungsrat a. D. Mertens · Würzburg.

Das deutsche Volk befindet sich in einem Notzustand. Soweit dieser sich als Ausfluss wirtschaftlicher Vorgänge darstellt, hat man sich gewöhnt, ihn als Krise zu bezeichnen. Optimisten behaupten sogar, wir hätten es mit einer Sonnenkrise, also einem der vollen Sonnenvorausgehenden Übergangszustand zu tun, nach dessen Ablösung der Stand der Wirtschaftslüfte wieder zu erreichen sei. Ich halte dies für eine verhängnisvolle Selbsttäuschung. Sie hat darin ihre Ursache, daß wir immer noch den Zustand vor dem Kriege nicht nur als erfrebenswert, sondern auch als erreichbar betrachten, wobei wir übersehen, daß inzwischen die weltwirtschaftlichen Verhältnisse sich völlig neu geändert haben. Hieraus ergibt sich aber für uns der Zwang, sowohl in der inneren Struktur unserer Wirtschaft wie für ihr Auftreten auf dem Weltmarkt (einen solchen im früheren Sinne gibt es m. E. überhaupt nicht mehr) nach neuen Formen zu suchen. Die zur Zeit wichtigste Frage lautet: Wie schaffen wir dem deutschen Volke Arbeit und Brod? Und hier scheiden sich unter den Führern der Wirtschaft und Politik die Götter. Die einen rufen nach äußerster Steigerung des Exports, die andern halten ein solches Streben für aussichtslos und verlangen durch Schaffung einer nationalen Wirtschaft Stärkung des inneren Marktes bis zur Möglichkeit der Selbstnährung des deutschen Volkes aus heimischen Erzeugnissen. Welches ist der richtige Weg?

Die Kosten des Dawesplanes sind bekannt. Weniger bekannt anscheinend der im Abschnitt über den sog. Wohlstandsindex stehende Satz: „Die Reparationszahlungen selbst werden durch einen Exportüberschub finanziert und können nur so finanziert werden.“ Danach hätten wir, da in den Jahren 1924 und 1925 unsere Handelsbilanz stark passiv war, streng genommen, überhaupt keine Zahlungen zu leisten brauchen. Wir haben es trotzdem getan. Was sollen wir nun aber zu dem Ziel des Exportüberschusses gelangen? Hierzu brauchen wir zweierlei: Waren und Abigmärkte. Wirtschaftlich exportfähig, d. h. gewinnbringend, sind nur solche Waren, deren Qualität über und deren Preis unter den gleichartigen Auslandserzeugnissen liegt. Der Reparationsagent Parker Gilbert hat uns ja auch empfohlen, Qualitätswaren zu den niedrigen Preisen der Massenerzeugung herzustellen. Das steht natürlich eine erhebliche Verminderung der auf der Erzeugung bisher ruhenden Kosten — das sind Steuern, soziale Abgaben, Löhne — voraus und bedingt weiter Verbesserung der Herstellungsmethoden und Zusammenlegung von Betrieben in die am rationellsten arbeitenden Werkstätten. Der leichtere Prozeß, bei dem manches alte Unternehmen seine Selbstständigkeit und Eigenart hat aufgeben müssen, ist bereits voll im Gange. Auch Steuerentnahmen sind in möglichem Umfange von den geschiedenen Röperschaften beschlossen, während die sozialen Kosten durch Erhöhung der Erwerbslosenunterstützung eine Steigerung erfahren haben. Ob die Löhne bei Qualitätsarbeitern, v. o. i.

benen gerade besondere Kenntnis und Sorgfalt gefordert werden müssen, gesenkt werden können, möchte ich bezweifeln. Eine Wirtschaft, die vorwärtskommen will, muß im Gegenteil Qualitätsarbeit mit den höchstzulässigen Löhnen entgegen, je größer der Unterschied gegenüber dem ungeliebten Arbeiter ist, um so mehr Anreiz besteht für den Tüchtigen, und den Vorteil hat die Produktion. Neben dieser notwendigen Umstellung unserer gesamten Exportindustrie auf Erzeugung von Qualitätswaren erhebt sich aber die Schwierigkeit des Absatzes. Große Märkte, die uns früher offenstanden, werden uns auf die Dauer verschlossen bleiben. Nicht nur die europäischen Staaten haben hohe Zollmauern um ihre Grenzen gezogen, auch in Japan, China, Australien, Indien, in der Türkei, selbst in Südafrika, macht sich das Streben nach Entwicklung und Verselbständigung der heimischen Industrie unter Absperrung vor ausländischen Erzeugnissen geltend. Von den Vereinigten Staaten, deren riesenhaftes Wirtschaftstempo jetzt schon die schwere Konkurrenz für Gelanteuropas bedeutet, kann ich ganz schweigen. So bleiben nur die Erzeugnisse von Exportüberfüllten für Deutschland eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Senkung des Warenpreises entweder durch Verzicht auf den Arbeitstag, Abbau der sozialen Leistungen und der Löhne, also Herabdrückung der Lebenshaltung breiter Volkschichten oder Ausfuhr zu unter den Gestaltungskosten liegenden Preisen, wobei der Verlust wieder dadurch wettgemacht werden müßte, daß das Land für die gleiche Ware einen weit höheren Preis zu zahlen hätte. Dies würde aber zu dauerndem Verlust an Nationalvermögen führen. Am Ende dieses Weges stände die Umwandlung Deutschlands in eine amerikanische Kolonie.

Ein solches Schicksal uns ersparen zu können, behaupten die Anhänger der grundsätzlich entgegengerichteten Wirtschaftspolitik, die auf Stärkung des inneren Marktes abzielt. Natürlich wollen auch sie nicht ganzlich auf den Export verzichten, ihn aber nur insofern pflegen, als er sich auf einheimische Rohstoffe (wozu auch Farben gehören) oder vom Ausland eingeführte, durch unsere Arbeit „veredelte“ Rohprodukte oder sog. Halbzeuge erstreckt. Unsere gesamte übrige industrielle Kraft aber sollte sich darauf einstellen, für den inneren Markt, in der Hauptsache also die Landwirtschaft, ihren natürlichen und in früheren Zeiten besten Arbeitnehmer, zu produzieren, was allerdings die Voraussetzung in sich schließt, daß die Landwirtschaft selbst wieder tauschkfähig werde. Ihr müßte dazu, selbst unter erheblichen Opfern für die öffentlichen Finanzen, verholzen, vor allem aber dafür gesorgt werden, daß nicht Gegenstände des täglichen Bedarfs, die wir im Innern erzeugen, vom Auslande eingeführt würden. Wenn wir z. B. im Jahre 1924 für 162,4 Millionen, im Jahre 1925 für 105,6 Millionen Mark Mehl eingeschafft haben gegenüber 3 Millionen Mark im Frieden, so könnte man dies mit Recht als ein Verbrechen an unserer Landwirtschaft bezeichnen. Amtlich sei festgestellt worden, daß die Landwirtschaft heute bereits die gleichen Binslaufen aufzubringen habe wie vor dem Kriege, dafür aber ohne Renten arbeite. Die Erneuerung der deutschen Wirtschaft müßte jedenfalls von der Landwirtschaft ihren Ausgang nehmen.

Dann ist auszugeben, daß bei Einpannung aller wirtschaftlichen Kräfte und Ausschaltung innenpolitischer Besitzigkeiten hier eine, vielleicht die einzige Möglichkeit liegt, uns aus eigener Kraft wieder aufzurichten. Denn daß der deutsche Boden durch intensive Düngung mit Stickstoff, durch Urbarmachung von Debländereien (Verdüngung von Arbeitslohn) und weitgehende Erziehung menschlicher und tierischer Kraft mittels Maschinen in seinen Errungenheiten erheblich gesteigert werden kann, ist eine nirgends bestrittene Tatsache. Von unendlichem Wertes aber wäre es für unsere Weltgeltung, wenn es gelänge — und die Voraussetzung glaubt, dies auch heute noch gewährleisten zu können — unser Volk in seiner Ernährung vom Auslande unabhängig zu machen. Aber bis zur Erreichung dieses Ziels sind gewaltige Hindernisse zu überwinden. Da sind die Vermummungen des Dawesplanes, die Rechnungslegung über jeden Pfennig staatlicher Gelder verlangen, durch die die Produktionshöhe der Reichswirtschaft sehr wichtig für den innerdeutschen Transport (landwirtschaftlicher Erzeugnisse) und die Außenpolitik der Reichsbank geregelt werden; da ist der an Weizenstab, ausländisches Frühgemüse und Obst, ausländische Fruchtortofen und Rübe gewohnte, wenn auch mit unserer Rüttage schlecht zu vereinbarende Geschmack der Bevölkerung in den Großstädten, und da sind vornehmlich die nicht abreißenden Lohnkämpfe. Zu allem außerdem Unglück, das über unser Volk hereingebrochen ist, müssen wir es noch erleben, daß fast überall in unserer Volkswirtschaft die städtische Betriebsgemeinschaft zwischen Unternehmer und Arbeiter zerfällt, der gesamte, doch nur als Einheit lebensfähige Wirtschaftsorganismus in zwei sich heftig bekämpfende Teile, in „Arbeiterchaft“ und „Unternehmerschaft“, auseinandergerissen ist, die von meist unsichtbarem Hande nach Beleben gegeneinander ausgespielt werden. Aber auch hier muß und wird sich ein Weg finden zu gemeinsamer Arbeit an gemeinsamem Schicksal. Nicht vom Ausland kommt unser Gold, denn der Fremde gibt uns Geld und Kredite nicht, um uns hochzuheben, sondern um für sich selbst hohe Importe zu erlangen, oder gar unsern Besitz sich zu überreichen, wenn wir unsern Schuldenpflichten nicht mehr nachkommen könnten. Wir werden entweder aus eigener Kraft uns wieder stark machen und deutsch bleiben, oder wir werden das Dasein von Einwurzeln, von Schwärmungen, von Gruppen auf deutschem Boden führen. Auch für die deutsche Wirtschaft gilt das Wort: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!“

Das Götzengesicht.

Roman von Edmund Schnell.

9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er ging durch den Salon und nahm Hut und Stock.
„Ich wäre sehr dankbar, wenn Sie mich in das Hotel zurückbringen lassen wollten.“

Als er sich vor Lisa verbeugte, schwamm Nebel vor seinen Augen. Er sah ihr blaues, empörtes Gesicht, sah Frau Mott, beide erregt und bemüht, irgend etwas zu sagen, sah den sich unbehaglich fühlenden Kapitän, wie er wütend seine kleine Peitsche stoppte und von Zeit zu Zeit zu seinem Herrn hinüberdrückte.

Nur Hermannos schien kühl und ruhig. Er hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt und tippte die Fingerpitzen aneinander. Der schwarze Augenbrauenstrich war um einen Zentimeter tiefer gesunken und verlieh seinen Augen einen finsternen und teuflischen Ausdruck. Seine Lippen waren leicht geöffnet und zu einem sardonischen Lächeln aufwärts gebogen.

„Gut, Haferstock“, lagte er ruhig und drückte auf den Klingelsknopf. „Ihre Haltung läßt den Glauben zu, daß es weder einen Rang Yin, noch einen Yu-Chi-Stein gibt, und vermutlich auch keinen Stahl. — Ich wünsche Ihnen vergnügte Ferien.“

Der Pfianzer, schon halbwegs auf dem Gang, drehte kurz um und kam in das Zimmer zurück.

Aber noch ehe er eine Silbe sagen konnte, war das Mädchen aufgesprungen. Auf ihrem blassen Gesicht zeichneten sich rote Flecken ab. Sie zitterte am ganzen Leibe und ihre Zähne schlugen auseinander.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Haferstock“, rief sie.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie hierher gebracht und der Unmaniertheit dieses Herrn ausgleicht habe.“

„Ich danke Ihnen“, sagte Haferstock ernst und ging hinaus.

In der frischen Luft kühlte sich seine Erregung ab. Einen Augenblick später hatte er große Lust, diese Freude außer Sicht der Frauen zu schleppen und zu verprügeln. Nur kam sein Sinn für Humor ihm zu Hilfe und er lachte über seine Wit. Aber das Lachen verging ihm bald. Er fehle nun nach Europa zurück und der Griechen konnte an Deck seines schwimmenden Palastes ohne Furcht vor Fliegen und Moskitos spazieren gehen. Die einzige, die verlor, war Lisa.

Ein Matrosen kam bei ihm vorbei und schwang sich wie ein Affe über die Reeling. Es war der Mann, der ihn von Land herübergerudert hatte. Gleich wurde es aus der Dunkelheit herauszuführen, daß das Boot fertig sei. Ein paar Ruderschläge, eine kurze Fahrt unter dem Sternenhimmel, verschwindende Lichter — das war von der „Hyacinth“ das letzte. Konstantin Ghanatos blieb der Sklave Rang Yin und Lisa beirtegte Hermannos. Das war das Schlimmste,

aber es ließ sich nicht ändern. Haferstock nickte trüb und sag gedankenvoll an seiner Peitsche.

Dann beugte er sich über die Brüstung und beobachtete den Mann, der das Boot am Hallrep losband.

Der Klang von Schritten ließ ihn sich umdrehen. Es war Lisa, die auf ihn zutrat. Sie war allein.

Der Anblick dieser schlanken Gestalt, dieser dunklen bittenden Augen wußte seine Seele bis in die Tiefe auf.

Mit unüberstehlicher Gewalt überfiel ihn die Erkenntnis, daß er dieses wunderschöne Weib liebte. Nun wußte er, warum er seinen Urlaub so schnell aufgab, als er Lisa zum erstenmal sah. Wußte auch, worum der Griechen ihm feindselig gegenüberstand. Hermannos war eisernstig.

„Herr Haferstock!“

„Ja, Fräulein Ghanatos!“

„Ich bin sehr traurig über das, was geschehen ist. Auch Herr Hermannos ist es. Er bittet mich, bei Ihnen für ihn einzutreten. Er war ein wenig unpäpstlich.“ Sie lächelte schwach. „Wir sind bei ihm gewesen, seit Sie den Salon verlassen haben. Kapitän Lenes Verhalten gegenüber Hermannos grenzte an Meuterer und die arme Frau Mott war sehr unfeindlich zu ihm. Sehen Sie denn nicht, was das alles bedeutet? Wie alle glauben Ihnen — alle! Sie kommen mit uns — nicht wahr?“

Der Blumenfragen wurde Haferstock zu eng.

„Nicht um Hermannos willen“, erklärte er heißer.

Sie strecke ihm die Hände entgegen. Ihre Augen waren voller Tränen.

„Dann um meine willen“, flüsterte sie.

Er wußte kaum, was er tat, als er ihre Hände packte und dicht vor sie hinsetzte.

„Für Sie würde ich überall hingehen — überall hin, wohin Sie wollen.“

Eine kurze Spanne lang standen sie so. Ihre Augen ruhten ineinander. Der Pfianzer konnte nicht sehen, was sie in den seinen las. Er selbst sah in dem ihren Furcht und unendliche Dankbarkeit, und einen Argwohn, den er sich nicht erklären konnte.

Er löste den Griff und ihre Hände fielen herab.

Als er zur Seite blickte, sah er Hermannos einige Schritte abseits stehen. Er hielt eine Zigarette zwischen den Zähnen und beobachtete sie.

Der rief ihn das Schimpfen des Matrosen, der das Boot klar gemacht hatte, an die Reeling.

„Halt, schwarzer Teufel!“

Etwas pfiff durch die Luft mitten zwischen die Drei hin-ein.

Das Boot eines Eingeborenen schwieg wie ein dunkler Schatten dem Lande zu.

Als Haferstock zurückblieb, sah er Hermannos über ein kleines Steinbild gebückt. Es war grün bemalt und mit roten chinesischen Zeichen beschmiert.

„Was für ein unheimliches Ding!“ flüsterte Lisa. „Was ist das?“

Der Pfianzer antwortete nicht. Er ging über das Deck und nahm das Bild dem Griechen unter der Rose weg. Er

prüfte es genau und verglich es mit dem Göthenbild, das Stahl im Sieber fortgeschleudert hatte. Dann warf er es mit schneller Bewegung ins Meer.

Lisa stieß einen leisen Schrei aus.

„Warum taten Sie das? Ich hätte es so gern behalten.“

„Das ist seltsam!“

„Was ist seltsam?“ fragte Hermannos.

„Wie das Ding hierher kommt.“

„Das ist doch nicht geheimnisvoll. Ein Eingeborener hat es vor einer paar Minuten über Bord geworfen. Sie haben es doch selbst gehoben?“

Der Pfianzer schüttelte noch immer den Kopf.

„Das meine ich nicht. Ich möchte wissen, wer es geschnitten hat und worum es geschnitten wurde. Wie können die Helfershelfer Rang Yin so schnell Wind von unserem Plan bekommen haben?“

Lisa starrte ihn an.

„Rang Yin! Ist das der Yu-Chi-Stein gewesen?“

„Er war es“, sagte Haferstock. „Der Holländer hatte einen ähnlichen bei sich.“

Die Fahrt von Jeddalon nach Tawau war für Lisa einziges Erlebnis.

Spät am Montag hatte die „Hyacinth“ den Untergetrichtet und war nordwärts gedampft. In Gedanken sah sie noch die kleine Gruppe weiß gekleideter Europäer auf der Mole stehen und traurig mit den Tauchentüchern winken.

Jeddalon und die Insel Borneo waren außer Sicht gekommen. Nun genoß sie die Schönheit der Küste, der satten Hügelketten und des sich zu gewaltiger Höhe auftürmenden Kinabalu.

Ihr Herz frohlockte. Noch vor zehn Tagen erschien die Aufgabe, die sie achtendig Meilen weit über See hierhergetrieben hatte, unlösbar. Sie war nach Borneo geflossen voll Vertrauen auf einen Erfolg. Aber dann mußte sie feststellen, daß man Rang Yin für ein Phantom hielt und daß niemand davon glaubte, daß ihr Bruder sich noch auf der Insel aufhielt. Sie wurde bewundert, wo sie nicht bewundert sein wollte, sie mußte in Augenblicken bitterster Enttäuschung freudlich sein. Und dann, als alle Hoffnung erlosch, kam Hilfe von einem Mann, auf den sie zu allzeit gerechnet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Selbst 35 Jahren
Gothmanns
Cosmos-Seife
300:35%
Vorleistungsschönheit ausgestattet!